

Badische Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung Markgraf Karl Friedrich und Johann Daniel Schöpflin

Hansmartin Schwarzmaier

Vorbemerkung: Über historische Jubiläen und ihre Themen

Wer immer sich mit »badischer Geschichte« befasst, der wird für sich selbst und für seine Leser klären müssen, welchen Raum er zu beschreiben gedenkt. Zahlreiche Autoren haben diese Aufgabe auf recht verschiedene Weise gelöst. Vor allem waren es historische Jubiläen, die den Anlass dafür boten, sich mit »Baden« zu beschäftigen, so wie dies in den Jahren 2002 und 2006 der Fall war, als man der 200. Wiederkehr der Schaffung des Kurfürstentums und des Großherzogtums Baden gedachte – wie übrigens auch des Nachbarlandes Württemberg, das wie Baden zum Kurstaat und danach zum Königreich erhoben wurde. Zum ersten Großherzog wurde der bisherige Markgraf Karl Friedrich von Baden, dessen 200. Todestag im Jahr 2011 wiederum den Anlass zu einem Jubiläum bot, das den Gründer des modernen Baden feierte. Diese Daten markieren denn auch den tiefgreifendsten Einschnitt, den es in der neuzeitlichen Geschichte des deutschen Südwestens und auf der Landkarte der deutschen Länder gegeben hat. Erst seit diesem Zeitpunkt gibt es das Land Baden in jenen von nun an festliegenden Grenzen, die alle politischen Veränderungen bis zum 2. Weltkrieg überdauert haben, und wer von »Baden« spricht, der hat diesen Raum

vor Augen, mit seinen Grenzen am Rhein und am Schwarzwaldkamm, an Main und Bodensee. »Geschichte Badens« betrifft im strengen Sinne also nur die Zeit von 1800 bis 1950. Für die »badische Geschichte« bildete das damals geschaffene Land einen Orientierungsrahmen, den zu umschreiben, auszufüllen und in ältere Zeit zu verlängern jedem Autor den Spielraum gewährte, den er nutzen konnte.

Das »Jubiläum« des Jahres 2012 beschreibt einen anderen Weg. Es bezieht sich auf ein bestimmtes Dokument des Jahres 1112, eine mit Datum versehene Urkunde Kaiser Heinrichs V., also 900 Jahre alt. In ihr wird erstmals der Ort »Baden« in Verbindung mit jener Adelsdynastie genannt, die seitdem und bis zum heutigen Tag als »Markgrafen von Baden«, von 1806–1918 als »Großherzöge von Baden« im hellen Licht der Geschichte stehen. Ihr Name steht also für die Adels Herrschaft, das Land und schließlich den Staat, an dessen Spitze sie gestanden sind. Unverkennbar ist, dass dieses Pergament eines mittelalterlichen Herrschers in diesem Zusammenhang ein Zufallsprodukt darstellt, denn der stets auf Reisen befindliche König hat das rechtsrheinische Gebiet nie betreten, auch wenn der Rhein die Achse seines Machtbereiches bildete, und der Markgraf, der in jener Urkunde als Mitwirkender an einem Rechtsakt genannt ist, weilte eben in seinem Gefolge. Doch seine Nachkommen, die Markgrafen von Baden, sind

von nun an in kontinuierlicher und ununterbrochener Reihenfolge nachweisbar, auf ihrer Burg Hohenbaden, die zehn Jahre später, also 1122, erstmals genannt wird, im Gefolge des Königs, an den Höfen benachbarter Fürsten, bei Verträgen und Kriegen und in vielen anderen »Haupt- und Staatsaktionen«. Was sich in ihrem Umkreis zutrug, nannte man wiederum »Badische Geschichte«, und wenn dies in einer großen Landesausstellung des Jahres 2012 vor Augen geführt und gewürdigt wird, so darf man mit Spannung der Dinge entgegensehen, die da in diesem Zusammenhang präsentiert werden.

Man hätte auch andere Jubiläen hervorheben können, die an Badens Vor- und Frühzeit erinnern. Das älteste Dokument, in dem der Ort »Baden« wiederum unter einem genauen Datum, dem 1. August 712, genannt wird, ist eine im Generallandesarchiv Karlsruhe erhaltene Pergamenturkunde des Merowingerkönigs Dagobert III. In ihrem lateinischen Text sind die »aquae calidae«, die heißen Quellen im Oosgau genannt, die der König dem Kloster Weißenburg verlieh. Der Ort »Baden«, so dürfen wir übersetzen, dessen Thermen bereits von den römischen Kaisern Antoninus (Pius) und Hadrian erbaut worden seien, wird mit diesem Dokument an das älteste Kloster dieses zum Bistum Speyer gehörigen linksrheinischen Gebietes übertragen, das sich anschickte, auch rechtsrheinisch zum größten Grundherren zu werden, dem wenig später nahezu der gesamte Raum von Baden-Baden bis in das Mündungsgebiet des Neckar gehörte. Man hat dieser Urkunde misstraut, die in einer Jahrhunderte späteren Schriftform vorliegt und die von den Gelehrten als »Fälschung« bezeichnet wird, und dies mag auch der Grund dafür sein, dass man auch ihren Rechtsinhalt in Frage gestellt hat. Doch dieser scheint uns glaubwürdig, und so

datiert das früheste schriftliche Zeugnis für das rechtsrheinische Gebiet zum Jahr 712 – Grund genug für ein 1300-jähriges Jubiläum, das man mit Baden in Verbindung bringen kann, dem Ort mit seinen heißen Quellen, den offenbar seit römischer Zeit noch sichtbaren Badeanlagen, die sich noch nutzen ließen. Was die Römerzeit anbelangt, so sind ja die Überreste der Thermen noch erkennbar und archäologisch gesichert, und mehrere steinerne Inschriften, fast 2000 Jahre alt, belegen den Namen »Aquae«. Für die Markgrafen war dieser uralte Ort, dessen Überlieferung bis in römische Zeit zurückreichte, sicherlich einer der Gründe dafür, dass sie hier ihre Stammburg erbauen ließen, in herrschaftlicher Höhe auf den Felsen über dem Oostal, und dass sie an diesem Herrschaftszentrum festhielten, das Bestandteil ihres Namens blieb. Der Raum, in dem sie ihre Herrschaft ausdehnten, am südlichsten Rand des Bistums Speyer und zugleich des fränkischen Stammes- und Sprachgebietes, ließ sich von dort oben aus überblicken, und der Blick schweifte in das Oberrheingebiet und hinüber in das Elsass, zu den Vogesen und nach Straßburg. Dorthin richteten die Markgrafen stets ihre begehrlichen Blicke und haben in Straßburg so etwas wie ihre wirtschaftliche und geistige Residenz gesehen, besaßen zeitweilig dort auch einen palastähnlichen Hof. Darauf ist zurückzukommen, doch so viel als Plädoyer für ein Jubiläum Badens anhand einer 1300-jährigen Urkunde.

Badische Geschichte in ihrer Frühzeit lässt sich an vielen Kerndaten festmachen, die uns überlegen lassen, was »Baden« zum jeweiligen Zeitraum gewesen ist. Der Ehrgeiz, das territoriale Machtstreben der Markgrafen lässt uns ihre Möglichkeiten und Grenzen erkennen, Grenzen, wie sie in den Teilungen des Spätmittelalters, jener einschneidenden von

1535 sichtbar werden, einer Dynamik, die jeder mittelalterlichen Adels Herrschaft ihr besonderes Gepräge gab. Im Auf und Ab, im Erwerb und Verlust, im Netzwerk der Beziehungen und Feindschaften blieben auch die Grenzen einer ständigen Fluktuation unterworfen, und der Willkür fürstlicher Herrschafts- und Erwerbspolitik waren die Menschen ausgeliefert, die dazugehörten, die Untertanen, die »armen Leute« des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Nur wenige hatten Teil an der politischen Willensbildung, und allenfalls ein vorbildlicher Fürst schuf jenes Zugehörigkeitsgefühl zu Dynastie und Land, das erst der Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts hervorbrachte.

Auf dem Wege dazu, gleichsam am Vorabend des badischen Staats, erleben wir eine merkwürdige Konstellation, und auch diese lässt sich in ein Jubiläumsdatum einbringen. Im Jahr 1762, also vor 250 Jahren, nahm jenes monumentale Werk seinen Anfang, das dann zwischen 1763 und 1766 in fünf Folianten der Öffentlichkeit vorgelegt wurde: Die »*Historia Zaringo-Badensis*« des Straßburger Professors, aber gebürtigen »Badeners« Johann Daniel Schöpflin. Dass dieses lateinisch geschriebene, mit Quellen unterfütterte Werk eines Universalgelehrten und Historikers eine gleichsam epochale Wirkung entfaltete, verdankt es mehreren Umständen. Darauf ist einzugehen, weil es unmittelbar in das Thema hineinführt, das im Titel dieses Beitrags angesprochen ist. Hinter diesem Werk steht der Markgraf Karl Friedrich von Baden, ein schon damals hoch geachteter und fortschrittlicher Fürst, der freilich ein Duodez-Ländchen regierte, die Markgrafschaft Baden-Durlach, wenig größer als zwei heutige Landkreise um die Städte Karlsruhe–Pforzheim, Emmendingen und Lörrach. Dass es zehn Jahre später seinen Umfang verdoppeln würde, als 1771 die

Markgrafschaft Baden-Baden um die Städte Ettlingen, Rastatt und Baden-Baden auf dem Erbwege dazukam, die badische Teilung von 1535 also rückgängig gemacht werden konnte, stand noch nicht fest, ließ sich jedoch in die politischen Planungen des Markgrafen einbeziehen. Karl Friedrich war kein Kriegsheld, kein militärisches Genie wie der preußische Friedrich, der zur gleichen Zeit sein Glück auf dem Schlachtfeld suchte, um sein Land zu arrondieren. Das Ländchen am Oberrhein besaß kein schlagkräftiges Heer. Karl Friedrich beschäftigte sich mit gelehrten Studien, korrespondierte mit Ökonomen und Kameralisten, heute würden wir sagen mit Staats- und Naturwissenschaftlern, deren Erkenntnisse er anzuwenden versuchte. Eines der Titelblätter des Schöpflin'schen Buches illustriert dies (S. 19): Im Studierzimmer des Residenzschlosses sitzt der Fürst, umgeben von Büchern und Landkarten, von Vermessungsinstrumenten und einem Globus, und die Erkenntnisse, die er aus diesen Studien zog, sollten dem Lande zugute kommen, das er regierte. Im Inneren, zum Wohle der Untertanen, sollte sein Musterstaat wirken, aber auch nach außen, den Nachbarn gegenüber. Kein Fürst jener Zeit, der nicht an Sicherung und Ausbau seiner Grenzen dachte, an Arrondierung und Gebietserwerb, und dazu diente nicht nur militärische Macht, sondern auch die auf Studien basierende Diplomatie, die es erlaubte, Ansprüche zu formulieren. In diesem Zeichen engagierte Karl Friedrich den gelehrtesten Historiker der Umgebung, den damals 68jährigen Schöpflin, im markgräflichen Sulzburg bei Müllheim geboren, aber seit langem ein angesehener und unabhängiger Professor an der französischen Universität Straßburg. Schöpflin hat den Auftrag, die Geschichte des markgräflichen Hauses Baden zu erforschen, keineswegs als Fürstendienst verstanden. Die ihm gestellte Auf-

gabe reizte ihn, bot sie ihm doch den Zugang zum Archiv des Markgrafen, das sich damals in Basel befand, und zu anderen Quellen, die ihm insbesondere im habsburgischen Vorderösterreich und in seinen Klöstern zugänglich wurden, vor allem in dem Schwarzwaldkloster St. Peter. Dort gelang ihm ein großer Fund in Form des »Rotulus Sanpetrinus«, in dem die ältesten Urkunden für St. Peter aus dem 11. und 12. Jahrhundert in Abschrift überliefert sind. Dort konnte Schöpflin die gemeinsame Herkunft der Herzoge von Zähringen und der ersten Markgrafen von Baden und ihre Verwurzelung im Breisgau nachweisen. Damit stellte er die Vorfahren der Badener in den Zusammenhang mit den großen schwäbischen Familien der Zähringer, Welfen und Staufer und schuf ihnen gleichsam eine königgleiche Abkunft. Und mehr: er öffnete den Markgrafen den Blick in den Breisgau, wo sich alter Familienbesitz nachweisen ließ. Markgraf Karl Friedrich hat dies sogleich mit dem Spürsinn des Politikers wahrgenommen und wusste es in den darauffolgenden Jahren zu nutzen.

Damit verbanden sich zunächst nur Planspiele, die Schöpflin, als er 1771 starb, nicht mehr miterlebte. Aber er hatte gute Arbeit geleistet, und sein großes Werk, die auf den Zähringern aufbauende badische Geschichte, bot in den folgenden Jahren ein unerschöpfliches Quellenmaterial, das dem rasanten Aufstieg des Hauses Baden ein solides Fundament bereitete. Auch dies zeigen die Bilder, die dem Schöpflin'schen Werk beigegeben sind, das übrigens bald ins Deutsche übersetzt wurde. Die Burg Zähringen bei Freiburg, eine Ruine von bescheidenen Ausmaßen, wurde zum Leitmotiv des Fürstenhauses, das 1802 den zusätzlichen Titel »Herzoge von Zähringen« annahm, und der Orden zum »Zähringer Löwen« wurde zum Emblem, mit

dem die Verdienste für Baden belohnt wurden. Bald würde Freiburg, die Zähringerstadt, das zweite Standbein des badischen Staates bilden, dem es 1806 zugeschlagen wurde. Schöpflin, der Historiker, hat diese Entwicklung weder vorausgesehen noch hat sie seine Forschungen bestimmt. Und auch Karl Friedrich konnte dies alles nur in seine Planungen einbeziehen, ehe ihm am Ende seines langen Lebens der Erfolg dann fast in den Schoß fiel, der sein Lebenswerk krönte: Baden in seinen neuen Grenzen. Doch ohne die Arbeit Schöpflins wäre dies schwerlich so gekommen, und deshalb mag das mit dem Jahr 1762 verbundene Jubiläum »250 Jahre Baden« auch seine Berechtigung finden, neben jenem Karl Friedrichs, der am 10. Juni 1811 im hohen Alter gestorben ist. Mit ihm nimmt die »Geschichte Badens« ihren Anfang.

Baden.

Von der mittelalterlichen Adels- herrschaft zum modernen Staat

Grundzüge der geschichtlichen
Entwicklung

Vor diesem Hintergrund soll versucht werden, einen knappen Überblick über die ältere »badische Geschichte« zu geben, mit anderen Worten 700 Jahre Markgrafengeschichte ins Auge zu fassen.

Sie beginnt mit dem Jahr 1100. So will es das »Jubiläum«, von dem schon die Rede war, als zum ersten Mal ein mächtiges Adelsgeschlecht die Burg oberhalb der späteren Stadt Baden-Baden erbauen ließ und sich danach nannte: Markgrafen von Baden. Oder hätten wir in der Römerzeit einsetzen sollen, als man die heißen Quellen bei Aquae im Oostal nutzte und die Badeanlagen schuf, in denen die römischen Legionäre ihre Wunden aus-

heilten? Der dort nachgewiesenen städtischen Siedlung mit Namen »Aquae« oder mit deutschem Namen »Baden« begegnet man im frühen Mittelalter, seit dem 8. Jahrhundert, wieder in schriftlichen Zeugnissen, so jener Urkunde von 712, mit der sich, wie gezeigt, ein weiteres Jubiläum Badens hätte dokumentieren lassen. Und noch ein Paukenschlag: 987 begegnet der Ort in Verbindung mit einem mittelalterlichen König, Otto III., der sich dort aufhielt. Doch der folgende Längsschnitt ist an der Dynastie der Markgrafen orientiert, die sich vom 12. Jahrhundert an »von Baden« nannten und die es seitdem in ungebrochener Kontinuität gibt, 50 Generationen bis zu den heutigen Markgrafen von Baden auf Schloss Salem. Vor 16 Jahren erst haben sie ihr Stammschloss Baden-Baden, nicht die alte und ruinöse Burg auf den Felsen des Batters, sondern das oberhalb der Stadt gelegene Schloss, verkauft und haben sich von ihrer namentgebenden Residenz getrennt, das seitdem als Dornröschenschloss von seiner großen Vergangenheit träumt.

Ich könnte es mir nun leicht machen und könnte die stolzen Herren auf Burg und Schloss Baden-Baden aufzählen, Generation für Generation, Namen für Namen, könnte ihren Stammbaum vorführen um zu zeigen, wie sie Besitz erworben, ihn ausgebaut, vererbt, wieder verloren haben, wie sie Politik machten, mit dem König oder gegen ihn, wen sie geheiratet haben, reiche Frauen und Erbtöchter, stets Frauen von Adel – Liebe und Zuneigung spielte keine Rolle. Man beobachtet den Ausbau eines fürstlichen Territoriums, das im Laufe der Zeit zu immer größerer Geschlossenheit zusammenwuchs und das doch vor 1800 ein Konglomerat zersplitterter Einzelbesitzungen blieb, über die der Fürst nach Belieben schalten und walten konnte. Er allein bestimmte auch die Geschicke der Menschen,

die dort lebten, und es wird lange dauern, bis wir einzelne von ihnen in selbstbestimmtem Handeln kennenlernen. Geschickte Politiker und verantwortungsbewusst regierende Männer – und nicht wenige tüchtige Frauen – befinden sich unter den Herrschern, aber auch tölpelhafte oder aufgeblasene Verschwenker, und wir leiten die Geschichte an ihrem Tun ab, das fleißige Chronisten aufgeschrieben und gelehrte Historiker erforscht haben. Lange Zeit hat man Geschichte auf diese Weise betrieben, hat sie an den führenden Persönlichkeiten abgeleitet und hat sie als Erfolgs- oder Misserfolgsgeschichte gewertet. Dies ist eine Möglichkeit, badische Geschichte zu betreiben, und ein paar Farbtupfer aus dieser Palette wird man sich nicht ersparen können.

Schwieriger wird es, wenn wir versuchen, das »Land« zu zeigen, das wir »Baden« nennen, und wenn wir uns das Kartenbild vor Augen führen, dann ist dies eine problematische Sache. Das Mittelalter kennt keine Landkarten im heutigen Sinne, und umgrenzte Territorien gibt es ebenso wenig. Man kennt die Zuständigkeitsbereiche der Bischöfe, die Diözesen und Kirchenbezirke; hier am Oberrhein sind es Worms, Speyer, Straßburg und Basel, und das größte Bistum, das ganz Schwaben einschließt, ist Konstanz. Entlang der Murg grenzte es an Speyer an, das Bistum, zu dem auch Baden-Baden noch gehörte. Und dann gibt es im frühen Mittelalter die Stammesgrenze zwischen den Franken und den Schwaben, dem alten alemannischen Herzogtum. Es ist jene noch heute als Mundartgrenze erkennbare Linie, die sich diagonal durch das heutige Baden-Württemberg zieht, jenseits des Nordschwarzwaldes und des Nordrandes der Schwäbischen Alb. In unserem Zeitraum wird man ihr kaum mehr begegnen, und die Besitzungen der Markgrafen von Baden lagen im schwäbischen wie im fränkischen Ge-

biet. Der Historiker von heute hat es schwer, in diesem Kontext abgegrenzte Räume zu erkennen, in denen Menschen gemeinsam das politische, wirtschaftliche und soziale Leben bestimmten, so wie es die heutige Landesgeschichte versucht. Sie hat sich nachträglich die historischen Atlanten geschaffen, die solche Räume rekonstruiert, etwa die mittelalterlichen Gauen und Grafschaften als Verwaltungs- und Rechtsbereiche. Sie waren meist gekennzeichnet durch Bergkämme oder Flussläufe, erst in neuerer Zeit dann durch Grenzsteine und Grenzmarkierungen.

So viel zu einer räumlichen Orientierung und Begrifflichkeit. Von den Markgrafen von Baden wurde schon gesagt, dass sie um das Jahr 1100 die Burg oberhalb des Ortes Baden errichten ließen, die im Laufe der Jahrhunderte zu einer Festung ausgebaut wurde. Sie folgten darin einer Mode ihrer Zeit, denn auch andere mächtige Adelsfamilien waren dazu übergegangen, ihre Herrschaften zu konsolidieren, ihren Besitz zu konzentrieren. Dies geschah insbesondere in den Jahren König Heinrichs IV., der nach dem Tode seines machtvoll herrschenden Vaters schon als 6jähriges Kind an die Regierung kam und sie unter der Vormundschaft seiner Mutter und bedeutender Fürsten, so des Erzbischofs Anno von Köln, ausübte. In diese Zeit fiel eine schwere Krise des Reichs, die sich ausweitete, als die römischen Päpste darangingen, ihren Machtanspruch zu formulieren und ihm auch den deutschen König unterzuordnen, ehe sie ihn zum Kaiser krönten. Der tiefgreifende Dissens, den wir unter dem Stichwort »Investiturstreit« kennen, wurde zu einem Machtkampf zwischen Kaiser und Papst, den der inzwischen erwachsen gewordene Heinrich IV. gegen seinen gewaltigen Gegner Gregor VII. austrug. Das deutsche Reich war in diesen die Welt bewegenden politischen und

theologischen Fragen gespalten, und der Riss ging durch alle Bereiche. Fürsten und Adelige, Herzöge und Bischöfe, also die weltlichen und kirchlichen Amtsträger, standen sich in feindlichen Lagern gegenüber, und selbst nahe Verwandte kämpften gegeneinander. In dieser Zeit versuchte der Adel, seine Rechte auszuweiten, die bisher allein dem König vorbehalten waren. Damals entstanden die Burgen als Herrschaftssymbole, meist auf den Höhen, weit über den Menschen, die von dort oben aus überblickt werden konnten, feste und ummauerte Anlagen, in die man sich zurückzog, wenn der Gegner das Land durchzog und verwüstete. Solche Burgen entstanden auf dem Hohenstaufen, auf dem Hohenzollern, auf Teck und Limburg am Rande der Schwäbischen Alb, auf dem Württemberg am Neckar oberhalb des heutigen Obertürkheim – und auch oberhalb von Baden-Baden.

Heinrich IV., der Kaiser, hat diesen Kampf nicht selbst ausgefochten. Sein Sachwalter und Stellvertreter war der von ihm eingesetzte schwäbische Herzog Friedrich, Heinrichs Schwiegersohn, der Vorfahr der späteren Könige aus staufischem Haus. Zu seinem Gegenkönig wurde Rudolf von Rheinfelden erhoben, und in seinem Gefolge waren die mächtigsten Fürsten der vor allem im Bodenseegebiet, um Ravensburg und Weingarten residierende Herzog Welf IV. von Bayern und der Kärntner Herzog Berthold. Dieser hatte seine befestigten Plätze unter anderem am Nordrand der Schwäbischen Alb, auf der schon genannten Limburg und Teck, aber auch in der Baar und im Breisgau. Dort errichtete sein gleichnamiger Sohn die Burg Zähringen bei Freiburg, und so hat man seine Nachkommen die »Zähringer« genannt, denn nachdem sie das Herzogtum Kärnten hatten aufgeben müssen, gaben sie sich den Namen »Herzoge von Zähringen«. Genau mit dieser Konstellation

haben wir es nun zu tun. Herzog Berthold, der 1078, auf dem Höhepunkt des schwäbischen Bürgerkriegs, auf der Limburg sein Leben endete, hatte zwei Söhne, Hermann und Berthold. Diese Namen wiederholen sich im ganzen Mittelalter; immer der Älteste trug den sogenannten »Leitnamen« seiner Familie, und so gab es fünf Bertholde, Herzöge von Zähringen, hintereinander, und sechs Hermanne, mit denen wir uns nun zu beschäftigen haben. Denn Hermann II. war der Erbauer der Burg Baden, und er nannte sich »Markgraf Hermann von Baden« (1112). Sein Markgrafentitel geht noch immer auf das Herzogtum Kärnten zurück, denn zu Kärnten gehörte auch die Mark Verona in Oberitalien, und als Berthold das Herzogtum Kärnten einbüßte, wobei er aber den Herzogstitel weiterführte, behielt auch sein Sohn Hermann den an Verona abgeleiteten Markgrafentitel bei, der ihn über seine gräflichen Standesgenossen erhob. Diesen Titel haben die Badener dann 900 Jahre lang beibehalten, und er wird bis zum heutigen Tag im badischen Haus geführt. Mit seiner damaligen Bedeutung und natürlich auch mit Verona hatte dieser Titel später nichts mehr zu tun, aber wie so oft in der Geschichte werden gut klingende traditionelle Namen weitergeschleppt, und diese bilden ein Kennzeichen für das, was wir »Kontinuität« nennen, also gleich bleibende Elemente in einer sich wandelnden Welt.

Dass Markgraf Hermann II. den wichtigen Platz um Baden-Baden zugewiesen bekam, auf dem seine Burg entstand, kennzeichnet zugleich das Ende des Krieges in Schwaben. Herzog Friedrich, der Herr auf dem Hohenstaufen, war der Sieger. Er behielt seine Funktionen im Umkreis des Königs, und schon sein Sohn Konrad wurde, als Konrad III., selbst deutscher König. Sein Enkel ist der große König und Kaiser Friedrich »Barbarossa«. Auch

die Gegner des Staufers, Welf und Berthold, behielten ihre Machtpositionen bei. Berthold II. erbaute die Burg Zähringen und eine weitere über der Stadt Freiburg und nannte sich »Herzog von Zähringen«. Damals ist die Trennung im »Zähringerhaus« eingetreten, denn nun wurde der zähringische Machtbereich zwischen den Hermannen und den Bertholden aufgeteilt. Baden-Baden, das Hermann zugewiesen wurde, galt als ein besonders vornehmer Ort, und eine römische Tradition wog viel in damaliger Zeit: Auch Karl der Große hat ja in Aachen seine Residenz errichtet, die auf römischen Fundamenten errichtete Pfalz, in der er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, und auch die Hohenstaufen errichteten ihr Grabkloster Lorch unmittelbar bei einem römischen Limeskastell. In diesem Zusammenhang sollte man noch den ältesten Hermann erwähnen, den Vater des ersten Markgrafen von Baden, des Burgenerbauers. Über ihn sprach man mit besonderer Hochachtung, denn auf dem Höhepunkt des Investiturstreites, noch als ganz junger Mann, hatte er Frau und Kind verlassen, wurde Mönch und beschloss in der burgundischen Abtei Cluny als einfacher Klosterbruder sein Leben. Seine Nachkommen haben die Erinnerung an diesen »Heiligen« besonders gepflegt, und so hat auch er dazu verholfen, den hohen Rang der Markgrafen von Baden zu kennzeichnen. Sie gehörten von nun an stets zu den führenden Adelsgeschlechtern in Schwaben, zu den fürstlichen Häusern.

Der Familienbesitz und die Amtslehen, also die Herrschaftsgrundlagen der Zähringer und ihrer Erben, lässt sich in groben Zügen rekonstruieren und auch auf einer modernen Karte festhalten, deren Problematik freilich schon aufgezeigt wurde. Man erkennt darin die Machtverschiebungen und neuen Schwerpunktbildungen, denn während Lim-

burg und Teck mit dem Kloster Weilheim am Nordrand der Schwäbischen Alb, übrigens in Sichtweite des Hohenstaufen, immer mehr an Bedeutung verloren, bauten die Zähringer ihren Herrschaftsbereich im Breisgau aus, wo neben den schon genannten Burgen auch ihr Hauskloster St. Peter auf dem Schwarzwald entstand. Dort oben, in der heutigen Barockkirche, kann man die Statuen der in St. Peter begrabenen Herzöge von Zähringen sehen, der Stadtgründer von Freiburg. Ihr Besitz hat sich bis in das Gebiet der heutigen Schweiz und bis nach Burgund ausgedehnt und zu den nach Italien führenden Alpenpässen. Die Badener hingegen erwarben Besitzungen um Backnang und Besigheim, in einer späteren Phase brachten sie das am Zusammenfluss von Enz und Nagold gelegene Pforzheim in ihre Hand, und am Nordrand des Schwarzwaldes, wo sie zäh an der Burg Baden-Baden festhielten, setzten sie sich allmählich gegen die Konkurrenz der Grafen von Eberstein durch, die im Albtal das Kloster Herrenalb gegründet hatten. Andere Konkurrenten der Badener waren hier die Grafen von Hohenberg, die Gründer des Klosters Gottesau im heutigen Karlsruhe. Ihre Burg erbauten sie auf dem Durlacher Turmberg, und als nach dem Ende der Hohenberger hier ein gewisses Vakuum eintrat, fielen – um es verkürzt darzustellen – auch die Orte Ettlingen und Durlach an die badischen Markgrafen, die beide Siedlungen zu Beginn des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben. Die älteste Grablege der Hermanne von Baden war die Stiftskirche St. Pankratius in Backnang, wo ihre Sarkophage in der Krypta noch zu sehen sind. Und am Zusammenfluss von Enz und Neckar liegt auf einem Bergsporn das ummauerte Besigheim, wiederum eine badische Stadtgründung, deren mächtige Türme wohl in der Zeit Markgraf Hermanns V. entstanden sind, des bedeu-

tendsten Fürsten jener Zeit. Besigheim war von einem Kranz von Burgen markgräflicher Dienstleute umgeben, während Backnang als Grablege der Badener damals von Lichtenthal abgelöst wurde, einem Zisterzienserinnenkloster, das Irmengard gründete, die Gattin des Markgrafen Hermann V. In Lichtenthal steht ihr Grabmal und auch einige Grabmäler ihrer Nachkommen, die nun nicht mehr Hermann hießen sondern Rudolf – ohne dass die Genealogie dieser Herren nun im Detail auszuführen wäre. In jener Zeit zeigt sich erstmals die verwandtschaftliche Nähe zu den Grafen von Württemberg, ehe diese zur Konkurrenz für die Badener wurde. Um 1242 mag die badische Siedlung Stuttgart, damals vielleicht schon Stadt, an den Grafen Ulrich von Württemberg gekommen sein, dessen Besitzbasis sich gerade im Bereich des mittleren Neckar ausweitete, aus dem sich die Badener allmählich zurückzogen.

Das Kartenbild zeigt diese Schwerpunktverschiebung vom Albrand hinüber an den Nordrand des Schwarzwaldes, mit Pforzheim als einer Schlüsselposition in wichtiger Verkehrslage, und als auch das Gebiet am mittleren Neckar, um Backnang und Besigheim und mit der Burg Reichenberg, mehr und mehr in den Hintergrund trat, da kristallisierte sich allmählich jene Besitzlandschaft heraus, die nun für Jahrhunderte das Kerngebiet der Badener bleiben sollte, mit Pforzheim als Stadt, Wirtschaftsplatz und Residenz im Osten, mit Durlach, Mühlburg und Ettlingen und schließlich dem immer noch namengebenden Baden-Baden, das ebenfalls das Stadtrecht erlangte. Bedeutende Plätze waren diese Orte alle nicht. Die Wirtschaftszentren am Oberrhein lagen linksrheinisch, in Speyer und vor allem in Straßburg, und so ist es kein Wunder, dass auch die Markgrafen immer wieder begehrlieh über den Rhein hinüberschauten

und versuchten, sich dort, im Elsass, festzusetzen, was ihnen zeitweilig auch gelang. Damit ist bereits die Entwicklung des Spätmittelalters angesprochen, und obwohl hier keine Fürstengeschichte betrieben werden sollte, ist doch bei einigen Persönlichkeiten des badischen Hauses Halt geboten, die »Geschichte machten«.

Die Markgräfin Irmengard, eine geborene rheinische Pfalzgräfin, wurde schon genannt und auch ihr Ehemann Markgraf Hermann V. Er war die bedeutendste Persönlichkeit des badischen Hauses im Hochmittelalter, der wichtigste Ratgeber und Helfer Kaiser Friedrichs II. in der Zeit, als dieser in Italien weilte. Ihm sind die Stadtgründungen zu verdanken, von denen schon die Rede war, der Erwerb Pforzheims und sein Ausbau zu einem regionalen Wirtschaftsplatz, zugleich die erste »Residenz« Badens, was Pforzheim dann lange Zeit blieb. Baden wurde in die königliche Politik einbezogen, und Hermann spielte darin eine bedeutende Rolle, in Deutschland wie in Italien. Nun hat man auch Gelegenheit, auf seine Nachbarn und Partner zu schauen, die Kurpfalz, die mit Bayern zusammen dem Herzogshaus der Wittelsbacher unterstand, die Württemberger im Osten, das Bistum Speyer, das um Bruchsal ein geschlossenes Territorium erworben hatte, und das Haus Habsburg im Süden, das in das Erbe der Herzoge von Zähringen eingetreten war. Die Frage bestand jeweils darin, ob sich eine so machtvolle Position, wie sie Hermann im Reich einnahm, würde behaupten lassen, und dies kennzeichnet die genuinen Probleme jeder mittelalterlichen Herrschaft, die in einem Netzwerk aus Bindungen verschiedenster Art stand: Politische, wirtschaftliche, familiäre Verbindungen. Es brauchte viel Geschicklichkeit, um sich darin zu behaupten. Aufstieg und Niedergang waren eng beisammen; fal-

sche Politik und falsche Heirat bedeuteten Abstieg, und davon waren auch fürstliche Familien betroffen. Bei den Zähringern ließ sich dies beobachten, die 1218 im Mannesstamm ausgestorben sind und deren Besitz aufgeteilt wurde. Die Badener hatten nur geringen Anteil daran.

Ein Enkel Markgraf Hermanns V. vertrat große Ansprüche, die ihm seine Mutter als Erbe zugebracht hatte, das Herzogtum Österreich und die Steiermark. Markgraf Friedrich von Baden hat, noch in jugendlichem Alter, diesen Anspruch durchzusetzen versucht, doch er setzte auf die falsche Karte. Sein Jugendfreund war der gleichaltrige Konradin, der Sohn König Konrads IV. Als er aufbrach, um in Italien um sein staufisches Erbe zu kämpfen, ist ihm Friedrich von Baden – oder von Österreich, wie er sich nannte – gefolgt. Er teilte das Schicksal des jungen Staufers und endete mit ihm 1268 in Neapel auf dem Blutgerüst. Hätte Konradin Erfolg gehabt, so wäre auch Friedrich als Herzog von Österreich unter die führenden Fürsten des Reichs aufgerückt; so blieb sein Versuch, im Osten in eine große Herrschaft einzutreten, eine Episode, auch wenn sie in der badischen Geschichte als markantes Ereignis wahrgenommen wird. Sich vorzustellen, wie es hätte weitergehen können, kann man der Phantasie überlassen.

Jedenfalls sind die Markgrafen mit vielen Versuchen, sich an der Spitze der Reichsfürsten zu behaupten, immer wieder gescheitert. Grund dafür war unter anderem die im Mittelalter übliche Aufteilung des Besitzes unter die männlichen Mitglieder der Familie. Denn einerseits waren adelige Herrschaftsrechte mit allem, was dazugehörte, an die Person des jeweiligen Herrn gebunden, und »Baden« besaß noch keinerlei territoriale Geschlossenheit. Vielmehr bestand es aus vielen Einzelrechten und Einkünften aus Kirchenlehen, Reichsle-

hen und Eigenbesitz. Kapital, also Geldmittel, besaß man nicht, und wenn man es einmal erworben hatte, so wurde es wieder in Besitzkäufen angelegt. Schulden – deren hatte man immer genug – führten zu Verpfändungen, und bei jedem Erbfall wurde alles, was man hatte, aufgeteilt. Die Töchter erhielten ihre standesgemäße Aussteuer, die bei einer fürstlichen Familie nicht zu knapp bemessen sein durfte, und diejenigen Söhne, die Geistliche wurden, mussten ihrerseits standesgemäß ausgestattet werden, damit sie eine geistliche Karriere machen konnten: Als Domherr, Bischof oder gar als Erzbischof. Dafür gibt es markante badische Beispiele.

Im 13. und 14. Jahrhundert bedeutete eine Teilung die Schwächung des Kernbesitzes und verhinderte eine langfristige fürstliche Territorialpolitik. Man hat dies sehr wohl gewusst und hat auch Maßnahmen getroffen, um dem entgegenzuwirken. Man versuchte, die jüngeren Söhne davon abzuhalten zu heiraten und Nachkommen zu zeugen, und man hat Hausgesetze geschaffen, die dem Erstgeborenen Vorteile vor seinen Brüdern einräumten. Diese aber nahm man ihrerseits in die Pflicht, sich den Interessen des Hauses gemäß zu verhalten. Denn wenn es zu viele Erben gab, dann entstanden Klein- und Kleinstterritorien, die nur aus wenigen Dörfern bestanden, und alle Bemühungen, diese wieder zu vereinigen, waren mit großen Anstrengungen verbunden. Auch die Stammtafeln der Badener zeigen, gerade im 14. Jahrhundert, dieses Bild aufgesplitteter Verwandtengruppen, die keineswegs eine einheitliche Linie verfolgten, und man gewinnt den Eindruck, das vorherrschende Element in diesem Adelszeitalter sei die ganz private Heiratspolitik miteinander konkurrierender Herren. Das Reich bildete damals kein den Adel integrierendes Element. Als einziges historisches Datum kennt man

jenes der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. von 1356. Dieses Dokument zeigt den Versuch, in den Königswählern eine Führungsgruppe zu schaffen, die dem Reich Zusammenhalt und Kontinuität verleihen sollte. Die Pfalz gehörte zu dem erlauchten Kreis der neu geschaffenen Kurfürsten, während die Badener ihre Kräfte zu sehr verausgabten, um zu den benachbarten Pfälzern aufschließen zu können. Immerhin gelang es Markgraf Bernhard I., der 1391 an die Regierung kam, alles was einmal badisch gewesen war wieder in seiner Hand zusammenzufügen, und so leitete er eine Periode der Konsolidierung und des Aufstiegs ein, die beachtenswert ist.

Unter seinen Nachkommen, den Markgrafen Jakob und Karl I., trug dies Früchte. Der Älteste unter Jakobs Söhnen wurde Erzbischof von Trier, der jüngste Bischof von Metz, und beide haben von ihrem jeweiligen Bischofsitz aus zur Stärkung ihres Hauses beigetragen. Regierender Herrscher wurde Karl I., der eine Schwester Kaiser Friedrichs III. heiratete: Die glanzvolle Hochzeit, die 1447 in Pforzheim gefeiert wurde, war so etwas wie ein Jahrhundertereignis, von dem die Chronisten noch lange schwärmten, denn der riesige Aufwand dieses Festes entsprach der hohen Selbsteinschätzung der Badener, die meinten, nun wieder ganz oben angelangt zu sein. Bekannt wurde vor allem der zweitälteste Sohn Markgraf Jakobs, Bernhard II. (1428–1458), der unverheiratet blieb und als Heerführer und kaiserlicher Diplomat viel zur Steigerung des Ansehens seines Hauses beitrug. Als er noch in jungen Jahren in Italien starb, haben seine geistlichen Brüder alles getan, um seine Frömmigkeit, seinen heiligmäßigen Lebenswandel zu bezeugen, was ihm schließlich – wenn auch erst im 18. Jahrhundert – die Seligsprechung einbrachte. Für das badische Haus – dies ließ sich erstmals bei

Markgraf Hermann I. beobachten – war ein solcher Familienheiliger von unschätzbarem Wert, und so ist Karl I. tatsächlich in die erste Reihe der Reichsfürsten aufgestiegen. Schon gab es Pläne, sein kleines Land auch im Sinne von Studium und Bildung aufzuwerten, denn in Pforzheim wollte man eine eigene badische Universität errichten, doch eine militärische Niederlage machte dem ein Ende. In der Schlacht von Seckenheim 1462 siegte der Pfälzer Kurfürst Friedrich »der Siegreiche« über ein »baden-württembergisches« Heer, also im Verlauf einer Adelsfehde, und Karl I. wurde mit schweren Kriegskontributionen belastet, sein Aufstieg wurde gebremst. Sein Sohn, Markgraf Christoph, hat dann nochmals an die Politik des Vaters anzuknüpfen versucht, und dieser Vorgang ist wert, genauer betrachtet zu werden, denn wir befinden uns jetzt an einer Schlüsselstelle der badischen Geschichte wie der deutschen Geschichte überhaupt.

Christoph, der wiederum die Herrschaft ungeteilt übernehmen konnte, war es gelungen, die schon vor Jahrhunderten durch eine Teilung weggefallenen Gebiete im Süden des Oberrheingebietes, die Herrschaften Hachberg (bei Emmendingen), Sausenberg (um Müllheim) und Rötteln (bei Lörrach und vor den Toren von Basel) wieder an sich zu bringen und damit den gesamten badischen Besitz, wie er im 13. Jahrhundert einmal bestanden hatte, vollständig in seiner Hand zu vereinigen. Auch links des Rheins, vor allem in Luxemburg, besaß er Rechte und Besitzungen, und in Anlehnung an den Herzog von Burgund, später als Sachwalter des Kaisers betrieb er eine geschickte Politik, die Baden noch einmal zur Großmacht am Oberrhein werden ließ. Aber zugleich zeigt ein Blick auf die Karte, wie überschaubar eine solche fürstliche Welt geblieben ist, wie aufgesplittert und durchsetzt von fremden Bestandtei-

len, die es notwendig machten, jedes noch so kleine Teilgebiet zu schützen und zu stabilisieren. Wir befinden uns nun an der Wende zum 16. Jahrhundert, jener Zäsur, die nach herkömmlichem Schema das Mittelalter von der Neuzeit trennt. Die Geschichte, die jetzt erzählt werden soll, gehört in die Welt, in die Kaiser Karl V., in die Martin Luther und Albrecht Dürer hineintrafen.

Markgraf Christoph hatte 15 Kinder, fünf Töchter und zehn Söhne. Man erkennt sie auf der um 1510 entstandenen Motivtafel Hans Baldung Griens in der Karlsruher Kunsthalle, auf der sie alle, Eltern und Kinder abgebildet sind und das Bild der Hl. Anna Selbtritt in der Mitte flankieren. Sie alle waren in ein kunstvolles Ordnungssystem der markgräflichen Familie eingebunden, das zunächst zu funktionieren schien. Zwei der Töchter wurden Nonnen, später Äbtissinnen in Pforzheim und Lichtenthal, drei traten in eine standesgemäße Ehe ein. Der älteste unter den Söhnen wurde schon früh, als Nachfolger seines Oheims, Erzbischof von Trier, und auch den später Geborenen standen hohe geistliche Karrieren in Aussicht, die, wenn alles gut ging, Bischofssitze, vielleicht sogar das Erzstift Mainz an einen Badener bringen sollten. Erbe der ungeteilten Herrschaft sollte Markgraf Philipp werden, der fünfte der Söhne, mit einer Tochter des Kurfürsten und Pfalzgrafen Philipp vermählt, ein hochbegabter Fürst, zeitweilig der zweite Mann hinter dem Kaiser, etwa als Gouverneur beim Reichsregiment in Speyer. Vielleicht – unter günstigsten Voraussetzungen – würde er selbst einmal in der Lage sein, an die Spitze des Reiches zu treten. Doch es kam anders. Einige der geistlichen Söhne starben als Domherren, ehe sie ihr höchstes Ziel erreicht hatten, und als 1511 auch der Älteste, der Erzbischof von Trier, starb, brach das kunstvolle Gebäude

zusammen. Die zurückgesetzten Söhne, der zweitälteste Bernhard und der jüngste Ernst, rebellierten gegen den Vater und verlangten mit Entschiedenheit einen gebührenden Anteil an der Herrschaft. Ernst wurde weltlich und heiratete. Christoph musste einwilligen, und so wurde geteilt, zunächst in 3 Teile, nach Philipps Tod in zwei.

Die badische Teilung des Jahres 1535 bildet das einschneidendste Ereignis der badischen Geschichte. Ernst erhielt das nördlichste Gebiet um Pforzheim, mit Durlach und Mühlburg, und dazu gehörten auch die südlichen, die »Oberen Lande« mit Hachberg, Rötteln und Sausenberg, also drei relativ kleinen Inseln, aber mit den Silberbergwerken am Fuße des Belchen. Bernhard, der ewig Zurückgestufte, bekam Baden-Baden mit Ettlingen sowie die linksrheinischen Besitzungen im heutigen Elsass, der Pfalz und in Luxemburg. Christoph musste den Zerfall seiner Herrschaft erleben. Er starb als alter Mann in geistiger Umnachtung, von seinen Söhnen auf Burg Hohenbaden eingekerkert.

Dazu kamen die konfessionellen Auseinandersetzungen der nun beginnenden Reformationszeit. Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 trat Baden-Durlach, die ernestinische Markgrafschaft, dem lutherischen Bekenntnis bei, Baden-Baden, die Markgrafschaft Bernhards, blieb nach einigen Schwankungen bei der katholischen Religion. Bei diesen Konfessionsverhältnissen ist es dann geblieben. In Baden-Baden mit Ettlingen und Rastatt bekannte man sich zur alten Kirche, in Durlach und Pforzheim wurde man lutherisch wie in Lörrach und Emmendingen. Auch die künftigen politischen Verbindungen waren davon bestimmt. Stand Baden-Baden in enger Anlehnung an Bayern im katholischen Lager der Liga und lehnte sich an das habsburgische Kaiserhaus an, so suchte

Baden-Durlach seinen Platz an der Seite der protestantischen Fürsten, insbesondere des Herzogs von Württemberg, und, im 30jährigen Krieg, der Kurpfalz. Ihren Höhepunkt erlebten die Durlacher zur Zeit der schwedischen Hegemonie in Deutschland, gehörten aber schließlich doch zu den Verlierern im europäischen Mächtekonkordat. Und natürlich standen die beiden Markgrafschaften, die getrennten Linien, in feindlichen Lagern und bekämpften sich mit diplomatischen Mitteln, gelegentlich auch mit Waffengewalt. Schließlich, im westfälischen Frieden, konnten sich beide Teile in ihren Gebieten behaupten, die Durlacher nach wie vor mit residenzartigen Schlössern und Häusern in Straßburg und Basel, die Baden-Badener in ihrem Schloss oberhalb der Stadt Baden-Baden, einer prächtigen Renaissance-Anlage, nachdem man die alte Burg auf den Battertelfelsen hatte verfallen lassen. Die beiden Länder, die sich allmählich zu immer größerer Geschlossenheit verdichteten, blieben jedoch weiterhin Kleinstaaten, jedes von ihnen von der Größe eines heutigen Landkreises mit insgesamt vielleicht 50 000 Einwohnern. Zusammengenommen hätten sie einen für damalige Zeit leistungsfähigen Fürstenstaat gebildet, der Kurpfalz oder dem Herzogtum Württemberg ebenbürtig.

Die Namen der Markgrafen beider Linien im einzelnen aufzuführen ist überflüssig. Man kann ihre Standbilder bewundern, jene der Durlacher in der Schlosskirche in Pforzheim um Ernst, den Begründer der evangelischen Linie, und seinen Sohn Karl II., jene der Baden-Badener in der Stiftskirche in Baden-Baden, von Philipp und Bernhard bis zu dem unter einem monumentalen Grabmal beigesetzten Türkenlouis, dem Markgrafen Ludwig Wilhelm. Mit ihm gelangt man in das Zeitalter von Barock und Absolutismus, und an ihm und seinem Durlacher Vetter Karl Wilhelm

lässt sich auch die Verschiedenheit der beiden fürstlichen Höfe ableiten, die in Rastatt und Karlsruhe neue, repräsentative und ihrem Herrschaftswillen entsprechende Schlösser erbauen ließen. Doch wie verschieden sahen sie aus! Auch wenn sich die konfessionellen Spannungen schließlich abgebaut hatten, blieb Baden-Baden im katholischen Lager. Seine Fürsten übernahmen große Aufgaben in der Reichsarmee und am kaiserlichen Hof. Ludwig Wilhelm wurde zum Generalissimus und Oberbefehlshaber der Reichsarmee auf dem Balkan, wo er erfolgreicher wirkte als im anschließenden Kampf gegen die französischen Truppen am Oberrhein. Die mörderischen Feldzüge der Heere Ludwigs XIV. auf rechtsrheinischem Gebiet konnte er mit seinen schwachen Kräften ebenso wenig verhindern wie seine Durlacher Vettern, die es vorzogen, sich in ihren Hof nach Basel zurückzuziehen, um dort den Krieg im Schutze der Eidgenossenschaft und der Stadt Basel zu überstehen. Währenddessen wurden die badischen Gebiete zerstört und niedergebrannt, Durlach ebenso wie das pfälzische Heidelberg, das speyerische Bruchsal, wie Baden-Baden und Ettlingen. Dabei hatte der Türkenlouis ehrgeizige Pläne verfolgt. Als Reichsfeldherr glaubte er, eine reiche Belohnung verdient zu haben, erhoffte sich die Kurwürde und vielleicht sogar die polnische Königskrone, doch beides blieb ihm versagt. Die prächtige Residenz in Rastatt, nach dem Vorbild des Schlosses des Sonnenkönigs in Versailles gebaut, repräsentiert jedoch seine Ansprüche. Mächtig steht Jupiter als Bekrönung der Kuppel und sendet seine Blitze gegen Westen, gleichwohl eine ohnmächtige Drohbärde. Geschmäht und resigniert starb der Türkenlouis an den Folgen einer Kriegsverletzung im Jahr 1707, und nur dem Erbe seiner Witwe, der Markgräfin Sybilla Augusta, einer Prinzessin von

Sachsen-Lauenburg, die reiche Besitzungen in Böhmen besaß, war es zu danken, dass Baden-Baden den Staatsbankrott vermeiden konnte. Doch die Kräfte des Hauses waren erschöpft, und als es zwei Generationen später auch im biologischen Sinne ausstarb, war nichts übrig geblieben als ein fürstlicher Kleinstaat mit bescheidenen wirtschaftlichen Ressourcen.

Anders bei den protestantischen Vettern, die sich von großen militärischen Unternehmungen fernhielten, auch wenn sich Markgraf Karl Wilhelm als Feldherr und zweiter Herkules porträtieren ließ. Doch nicht dieses heldische Gehabe hat ihn bekannt gemacht, sondern seine wirtschaftlichen Maßnahmen zur Behebung des Notstandes nach den Kriegsjahren. Er ist der Gründer der Stadt Karlsruhe, die er, zusammen mit einem neuen Residenzschloss, errichten ließ und deren von weither zusammengerufene Bürger er privilegiert hat. Doch darf die grandiose Stadtanlage mit ihrem Straßensystem, das wie ein Bündel der Sonnenstrahlen von der Mitte des fürstlichen Schlosses ausgeht, nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieses mit Rastatt nicht konkurrieren konnte. 1715 erbaut, wurde es ein halbes Jahrhundert später erweitert und ausgebaut, wozu man zwar die Pläne des Würzburger Hofbaumeisters Balthasar Neumann und anderer namhafter Architekten einholte, es aber dann mit Eigenmitteln und in vergleichsweise bescheidenem Stil vollenden ließ. Nur die prächtigen Garten- und Parkanlagen zeigen etwas von dem Repräsentationsbedürfnis des Karlsruher Stadtgründers, dessen Freude an Blumen und schönen Frauen zu allerlei Gerüchten und Klatschgeschichten Anlass gaben.

Noch sparsamer war sein Enkel Karl Friedrich, 1728 geboren, im absolutistischen Geist erzogen, als aufgeklärter Fürst regierend und am Ende seines Lebens als einer der fort-

schrittlichsten und liberalsten Monarchen seiner Zeit gefeiert. Alles was Baden geworden ist, verdankt es ihm. Doch sind ihm auch Erfolge in den Schoß gefallen, die nicht voraussehbar waren. Dass er nach einer Periode der Kriege die Finanzen seines Landes sanierte, stellt eine große Leistung dar. Mit den Mitteln und nach den Prinzipien der Staatswissenschaft, der Kameralistik schuf er ein erfolgreiches Wirtschaftssystem. Doch der Glücksfall war die Wiedervereinigung der beiden 240 Jahre lang getrennten Herrschaften Baden-Baden und Baden-Durlach. Durch Verträge war sie schon unter dem Türkenlouis und Karl Wilhelm vorbereitet worden, ohne dass man damals wissen konnte, zu wessen Gunsten die Sache ausgehen würde. Beim Aussterben einer der beiden Linien sollte die andere die Gesamtherrschaft übernehmen, wobei genau festgelegt wurde, wie dies zu geschehen hatte. Im Jahr 1771 war es soweit. In Rastatt starb mit August Georg der letzte Enkel des Türkenlouis ohne männlichen Erben, und Karl Friedrich übernahm die Herrschaft in Baden-Baden, nachdem er dort zuvor das Fortbestehen der katholischen Landesreligion garantiert hatte. Die vereinigte Markgrafschaft wurde nun zu dem, was sie auch in den letzten 200 Jahren hätte sein können, ein wenn auch verschuldeter, so doch leistungsfähiger Mittelstaat, der in der Lage war, im Konzert der deutschen Mächte eine eigenständige Politik zu betreiben. Baden – mit seiner Residenz in Karlsruhe – wurde zur führenden Kraft am Oberrhein. Karl Friedrich hat es auch in seinem neuen Land geschafft, mit einer auf Toleranz und Freizügigkeit aufgebauten Politik das Vertrauen seiner Untertanen zu erwerben, denen erste Formen von Mitbestimmung gewährt wurden und die begannen, sich als »Badener« zu fühlen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat viel dazu beigetra-

gen. Gerade in seiner zweiten Lebensphase, inzwischen ein älterer Mann geworden, hat Karl Friedrich es verstanden, sich auf die sich abzeichnenden politischen Veränderungen einzustellen und sein Land als fortschrittliche und leistungsfähige politische Kraft darzustellen. Es war oben am Werk Johann Daniels Schöpflins gezeigt worden, wie er dies geplant hat und als Ergebnis gelehrter Studien und kunstvoller Diplomatie vorbereiten konnte. Dies ist die eine Seite, die es als Lebensleistung Karl Friedrichs zu würdigen gilt. Doch der Übergang zum badischen Staat der Neuzeit fiel zugleich in eine europäische Umbruchzeit, das Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons. Karl Friedrich hat die Zeichen auch dieser Zeit genutzt und hat sich im Satellitensystem des französischen Kaisers zu behaupten gewusst. Wie viel eigener politischer Spielraum ihm dabei gewährt war, ist schwer zu sagen. Am besten wird es sein, die Bedingungen zu betrachten, die zur Existenzgrundlage für das neue Baden wurden. Es sind spannende Vorgänge, und sie führen in weltgeschichtliche Zusammenhänge. Dass Karl Friedrich dabei ein großer Erfolg beschieden war, der die Krönung seines Lebenswerkes bedeutete, hat seine historische Beurteilung bestimmt, auch wenn er im hohen Alter zum Mythos seiner selbst geworden ist. Doch lassen wir die Fakten sprechen!

Das Werden des badischen Staats 1802–1815

Die beiden 1771 wiedervereinigten badischen Markgrafschaften bildeten noch immer ein zersplittertes Gebiet aus drei nicht zusammenhängenden Landesteilen – abgesehen von einigen linksrheinischen Gebieten. Hatte Baden-Durlach eine Größe von 29,5 Quad-

ratmeilen (76,4 qkm), so verdoppelte sich die Größe der Vereinigten Markgrafschaft auf 65 Quadratmeilen (168 qkm). Auch die Zahl der Bewohner verdoppelte sich von 82 000 auf 175 000 Einwohner, je zur Hälfte Katholiken und Lutheraner. Während die östliche Grenze des Landes vor allem durch den Kamm des Schwarzwaldes markiert ist, bildete der Rhein auf weite Strecken die Westgrenze, und dort war man durch das Hinzutreten Baden-Badens noch näher an Frankreich herangerückt, dessen Schicksale man gleichsam hautnah miterlebte. In Karlsruhe, der alten und neuen Residenz der Markgrafschaft, registrierte man die Vorboten der kommenden Ereignisse deutlicher als anderswo, denn man besaß beste Informationen über das geistige und auch das politische Geschehen im benachbarten Königreich, dessen revolutionären Charakter man am Hofe Karl Friedrichs bereits wahrnahm, noch ehe die Revolution ausbrach. Man studierte die Werke der französischen Aufklärer, die zahllosen Druckschriften, die über Kehl und Rastatt auch in Baden verbreitet wurden. Auch über seine französischen Korrespondenzpartner aus dem Kreis der Physiokraten war Karl Friedrich über die Pariser Ereignisse informiert, wo er zeitweilig eine eigene Botschaft unterhielt, und man weiß, dass er die Vorgänge mit wachsender Sorge verfolgte, die für sein Land eine schwere Bedrohung darstellten.

Man registrierte die schlimmsten Missstände im Nachbarland, so am Beispiel des Straßburger Bischofs und Kardinals Louis-René de Rohan, der in der »Halsbandaffaire« der Königin Marie Antoinette eine unrühmliche Rolle gespielt hatte und der sich, kaum waren die Aufstände ausgebrochen, in das rechtsrheinische Ettenheim zurückzog, wo er seit 1790 mit seinem ganzen Hofstaat residierte, also in unmittelbarer Nachbarschaft

Karl Friedrichs. Dieser hatte ja in Emmendingen und auf der Hochburg eine Amtsverwaltung sitzen, wo damals der Jurist und Schriftsteller Johann Georg Schlosser die Geschäfte leitete. Er gehörte zu jenen, die den Stil der badischen Verwaltung in der Übergangszeit prägten, dabei ein durchaus kritischer Geist. Eine ähnliche Rolle spielten Wilhelm von Edelsheim, seit 1788 Präsident des badischen Geheimen Rats, und vor allem Sigismund von Reitzenstein, der im gleichen Jahr in den badischen Staatsdienst eintrat. Von Rötteln aus, wo er zunächst als Amtmann tätig war wie Schlosser in Emmendingen, verfolgte er die von Basel ausgehenden revolutionären Ereignisse, ehe er in den Mittelpunkt des Geschehens rückte und als Gesandter in Paris die badischen Interessen vertrat. Jedenfalls gelang es Karl Friedrich Männer zu verpflichten, die das Neue mit wachem Verstand beobachteten und die mit Besonnenheit zu agieren vermochten. Diese Staatsmänner bestimmten mehr und mehr die badische Politik, und so auch der wie Reitzenstein in Göttingen ausgebildete Nikolaus Friedrich Brauer. Er wurde zum Organisator des Landes und seiner inneren Verwaltung.

Militärisch war Baden nahezu ungeschützt. Sein Heer belief sich auf weniger als 2000 Mann und konnte allenfalls in Krisenzeiten durch eine Landmiliz aufgestockt werden. Als man von den Ereignissen im Juli 1789 hörte, sandte man Truppen nach Rötteln, Badenweiler, Hachberg-Emmendingen und Kehl, das seit der Zeit des Türkenlouis badisch war und das von Karl Friedrich 1774 zur Stadt erhoben wurde. Auf die Unruhen und vereinzelt revolutionären Aktionen, die auch im rechtsrheinischen Gebiet auftraten, reagierte die badische Verwaltung mit Besonnenheit, versprach Aufklärung und wo nötig Beseitigung der Beschwerdegründe, so dass die Vorfälle,

berücksichtigt man die Fülle der propagandistischen Schriften, die in Baden kursierten, überschaubar blieben. Gerade die unmittelbar vor Ausbruch der Revolution eingeleiteten Maßnahmen, so die 1783 verkündete Aufhebung der Leibeigenschaft, trugen viel dazu bei, der revolutionären Propaganda den Boden zu entziehen. Bei aller Aufgeschlossenheit gegenüber den im Nachbarland verkündeten Freiheitsideen blieb doch in der Markgrafschaft das Gefühl für staatliche Ordnung bestehen, die Karl Friedrich und sein Beamtenapparat zu gewährleisten versprochen.

Beunruhigender als alle Propaganda waren die Bilder aus dem revolutionären Frankreich, die man in Baden hautnah wahrnahm. Übermittelt wurden sie durch die Flüchtlinge, die in immer größerer Zahl über den Rhein kamen, um der ihnen drohenden Lebensgefahr zu entgehen. Dies betraf vor allem die Beamten und Höflinge des Straßburger Bischofs, die sich in Ettenheim »zu Hause« fühlen durften und ihr Leben weiterführten als ob nichts geschehen wäre. Sie alle waren in Baden nicht willkommen, zumal wenn sie keine Geldmittel besaßen. Man rechnet in dieser Zeit mit einer Zahl von nahezu 10 000 Emigranten, die zeitweilig in der Markgrafschaft Zuflucht fanden und versorgt werden mussten. Mehr und mehr empfand man hier die Frontsituation. Übergriffe französischer Revolutionstruppen über den Rhein blieben zunächst vereinzelt und konnten aus eigener Kraft abgewehrt werden. Doch als 1792 der Krieg zwischen Österreich/Preußen und Frankreich ausbrach, musste auch Baden Stellung beziehen und schloss sich, wenngleich widerstrebend, den Verbündeten an. Denn es zeigte sich, dass auf die Dauer keine Möglichkeit einer eigenständigen, auf Neutralität hinzielenden Politik Badens bestand, zumal auf badischem Gebiet die Heere der Verbündeten,

vor allem der österreichischen Truppen stationiert wurden. Die Hoffnung des Markgrafen, die Truppen des Schwäbischen Kreises, an deren Spitze er stand, zum Schutze seines Landes einsetzen zu können, trogen und machten lediglich die militärische Schwäche der Verbündeten offenkundig. Als im Dezember 1793 die Pfalz von den Revolutionstruppen besetzt wurde, wobei auch die sponheimischen Besitzungen Badens verloren gingen, entstand für Baden eine verheerende wirtschaftliche Lage. 1795 musste Karl Friedrich aus seinem Land fliehen und fand in Ansbach Zuflucht, während seine Beamten, vor allem Edelsheim und Reitzenstein, Letzterer als Sondergesandter in Paris, die weiteren Verhandlungen führten. Doch erst im November 1797 schloss sich Baden dem kurz zuvor unterzeichneten Frieden von Campo Formio zwischen Frankreich und dem Reich an, in dem der Rhein als definitive Grenze zu Frankreich akzeptiert wurde und damit auch die endgültige Abtretung aller linksrheinischen Gebiete. Über Entschädigungen würde weiter zu verhandeln sein.

Erneut wird die prekäre Lage deutlich, in der sich Baden befand. Nach wie vor fühlte sich Karl Friedrich als deutscher Reichsfürst und schwankte zwischen nachgiebigem Verhalten gegenüber dem militärisch und diplomatisch dominierenden Frankreich einerseits und seinen Bündnispartnern, die allesamt eine Politik der Eigeninteressen betrieben, mit der sie indirekt das Übergewicht Frankreichs anerkannten. Damals wurde Rastatt der Austragungsort eines allgemeinen Friedenskongresses, und für fast zwei Jahre gaben sich dort, im Schloss des Türkenlouis, die Diplomaten aus ganz Europa ein Stelldichein. Der Aufsehen erregende »Rastatter Gesandtenmord« vom April 1799, also die gewaltsame Tötung der auf dem Wege nach Rastatt befindlichen französischen Gesandten durch

österreichische Husaren, machte dem Treiben ein Ende und entfachte den Krieg aufs Neue, trug dem Markgrafen zudem den Vorwurf ein, für die Sicherheit nicht in genügendem Maße gesorgt zu haben. Doch für sein Land nahmen die Leiden einer fortdauernden Kriegszeit kein Ende.

Der Frieden von Lunéville (1801) markiert einen politisch definitiven Abschluss, und danach war es den Organen des deutschen Reichs aufgegeben, dessen eigene Liquidation zu betreiben. Dies geschah vor allem mit dem Bestreben, diejenigen Reichsstände zu entschädigen, die linksrheinische Besitzungen verloren hatten. Auch Baden hatte nicht nur auf die schon bisher unter französischer Oberhoheit stehenden luxemburgischen Herrschaften und die elsässische Herrschaft Beinheim verzichten müssen, sondern auch auf die pfälzischen Gebiete der Grafschaft Sponheim und der Herrschaft Rhodt unter Rietburg. Im sogenannten »Reichsdeputationshauptschluss« von Regensburg, durch eine Vertretung der Reichsstände, die am Ort der bisherigen Reichstage zusammentrat, wurde das riesige Vertragswerk ausgehandelt und verabschiedet, hinter dem nicht nur die weltlichen Stände und besonders die Fürsten mit ihren Gebiets- und Entschädigungsansprüchen standen, sondern auch die europäischen Großmächte, denen an dieser Neuordnung gelegen war. In Frankreich war inzwischen General Napoleon Bonaparte zum mächtigsten Mann aufgestiegen, seit 1802 als Erster Konsul an der Spitze des Staats, und in Russland war 1801 Zar Alexander I. seinem Vater auf dem Thron gefolgt. Er war mit Luise, einer Enkelin Markgraf Karl Friedrichs, vermählt, die nun als Zarin Elisabeth ihren Einfluss geltend machte und Baden während der nächsten zweieinhalb Jahrzehnte nach Kräften förderte. Gravierender noch als die Ab-

hängigkeit vom russischen Zarenhaus wurde jedoch Badens Einbeziehung in das Klientelssystem Napoleons, als sich dieser zwei Jahre später zum Kaiser der Franzosen krönen ließ und sich anschickte, ganz Europa seinen eigenen Ordnungsvorstellungen zu unterwerfen. Dies fand seinen Ausdruck in mehreren fürstlichen Heiraten, und auch Baden wurde in jenes dynastische Konzept des Kaisers einbezogen, das die süddeutschen Staaten in noch stärkere Abhängigkeit von Frankreich bringen sollte: Die von Napoleon adoptierte Nichte Stephanie Beauharnais wurde 1806 mit dem badischen Thronfolger vermählt, dem späteren Großherzog Karl.

Doch zurück zu jenen Beschlüssen, welche das Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation einleiteten. Woher sollte man die Besitzungen nehmen, die man den Fürsten als Entschädigungsgut zuweisen konnte, zumal in der Größenordnung, wie sie von diesen nach dem Verlust ihrer linksrheinischen Herrschaftsgebiete gefordert wurde? Das Rezept freilich war bekannt: Frankreich hatte es vorexerziert, als es die Besitzungen der geistlichen Institutionen, der Klöster und Stifter, verstaatlichte, und auch in Österreich hatte Kaiser Joseph II. jene Klöster aufheben lassen, die er als »überflüssig« ansah, da sie im Zeichen eines rationalen Denkens ihren Wert für Staat und Gesellschaft eingebüßt hatten. Die geistlichen Herrschaften der Bischöfe und der Klöster aller Orden waren in besonderem Maße auf den Schutz durch die weltlichen Organe des Reichs angewiesen, aber gerade diese erblickten in ihnen eine Dispositionsmasse, auf die nun zurückgegriffen werden konnte. Dieser Vorgang der »Säkularisation«, der nun einsetzte war zwar nicht neu, neu hingegen die Radikalität, mit der in der Folgezeit Kirchengut eingezogen und Klöster aufgehoben wurden. Das Reich, das sie hätte schützen

müssen, beging damit einen Rechtsbruch an einem Teil seiner Mitglieder, der sich juristisch schwer rechtfertigen, politisch allenfalls verstehen lässt, wenn man die verzweifelte Notlage in Betracht zieht, die seinem eigenen Ende vorausging. Damit wurde dann auch die Einziehung des Kirchengutes begründet.

Die von der »Reichsdeputation« in Regensburg vorgenommene und im Februar 1803 verabschiedete Säkularisation war ein vielschichtiger und komplexer Vorgang, an dem sich jedoch alle Reichsstände, gleichgültig welcher Konfession, beteiligten, die sich davon Vorteile versprechen konnten. Mit dieser Säkularisation, der Liquidierung tausendjähriger und dem Reich verbundener Abteien, mit dem sie ihre geistige Tradition verbunden hatten, endete auch das Mittelalter. Wenige Jahre danach hörte auch das »Reich« auf zu bestehen. Baden gehörte zu den großen Gewinnern dieser Aktion. Für seine relativ geringen Verluste erhielt es Gebiete zugesprochen, die fast achtmal so groß waren wie das, was man linksrheinisch besessen hatte, und in derselben Größenordnung lässt sich mit 237 000 Einwohnern aus den geistlichen Gebieten gegenüber 25 000, die man verlor, auch der Bevölkerungszuwachs berechnen. Die rechtsrheinischen Gebiete der Hochstifte Konstanz, Basel, Straßburg und Speyer wurden badisch, ebenso die reichsunmittelbaren Klöster Salem, Petershausen und Gengenbach, und aufgehoben wurden auch die Abteien Schwarzach und Frauenalb als landsässige Klöster auf badischem Territorium. Nur in Lichtenthal, dem Grabkloster der alten Markgrafen, blieb unter dem Schutz des fürstlichen Hauses ein Nonnenkonvent bestehen. Die beiden erstgenannten, das bedeutende und besitzreiche Zisterzienserkloster Salem und die tausendjährige Benediktinerabtei Petershausen wurden zum Privateigentum des markgräflichen

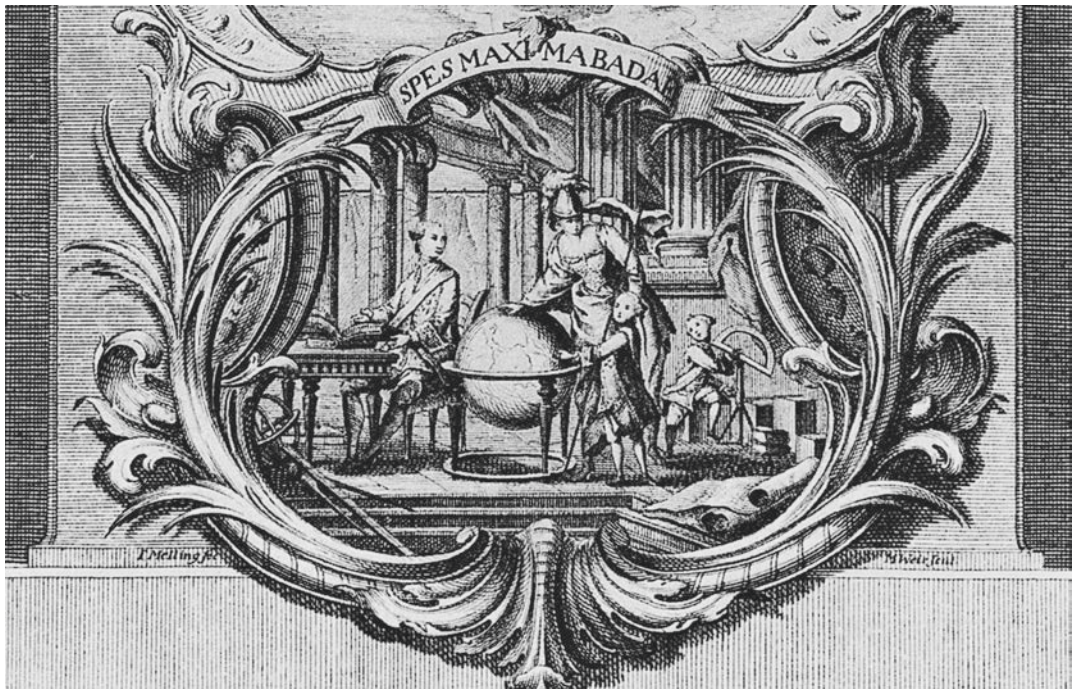
Hauses, das in Salem ein Schloss für die jüngeren Prinzen als Hausfideikommiss einrichtete, während die romanische Klosterkirche in Petershausen wenig später abgetragen wurde. Unerwähnt blieb bisher, dass man auch die bisherigen Reichsstädte zugunsten der neuen Herren preisgab. Überlingen und Pfullendorf im Bodenseegebiet, Offenburg, Gengenbach und das kleine Zell am Harmersbach wurden Baden zugeschlagen, zunächst auch Wimpfen und das weit abgelegene Biberach, die später an Hessen bzw. an Württemberg fielen. Was Württemberg anbelangt, so kam es in dieser Phase des Entschädigungsgeschäftes noch besser weg als Baden. Die Herrschaft Mömpelgard und das elsässische Reichenweier wurden kompensiert mit 18 Reichsstädten, unter diesen Ulm, Esslingen und Heilbronn, Ravensburg und Rottweil und ebenso vielen oberschwäbischen Reichsabteien, auch wenn diese großenteils zum Entschädigungsgut kleinerer Fürsten geschlagen wurden, jedoch unter württembergischer Landeshoheit.

Dies bedeutete angesichts der gleich zu schildernden Ereignisse nur ein Zwischenergebnis. Doch Badens Existenz war gesichert, und das neu gestaltete Land nahm Konturen an, die ihm im Nahtbereich zwischen Frankreich und Österreich eine wichtige Rolle zubilligten. Noch fehlten ihm im Süden, im Breisgau, die entscheidenden Verbindungsstücke, denn dort hatte sich ein neuer Staat gebildet, das dem Herzog von Modena zugesprochene Vorderösterreich mit Freiburg. Dem Herzog war der Breisgau schon 1797, auf dem Frieden von Campo Formio, als Entschädigungsgut für verloren gegangene italienische Besitzungen zuerkannt worden, und 1802 willigte er endlich ein, die Herrschaft anzunehmen, die für ihn sein Schwiegersohn Erzherzog Ferdinand von Österreich als Administrator führen sollte. Für wenige Jahre blieben also

die Möglichkeiten für eine Weiterführung der habsburg-österreichischen Regierung im Breisgau offen, ehe die Dinge auch dort eine andere Richtung nahmen.

Eine folgenschwere Regelung traf man in der Kurpfalz. Dort regierte Kurfürst Karl Theodor aus der Linie Pfalz-Sulzbach und betrieb an seinem Mannheimer Hof eine erfolgreiche Aufbaupolitik des von den Kriegen der Vergangenheit so schwer heimgesuchten Landes. Doch als 1777 die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach ausstarb, trat er das ihm auf Grund der bestehenden Hausverträge zu fallende bayerische Erbe an und siedelte mit dem Mannheimer Hof und seinen Zentralbehörden nach München über, während in Mannheim sein Minister Graf Oberndorf an die Spitze der kurpfälzischen Regierung trat.

So erlebte der Kurfürst die folgenden Jahre französischer Offensive von München, zeitweilig sogar, als die Truppen General Moreaus bis nach Bayern vordrangen, von Sachsen aus, wohin er sich zurückzog. Trotz des Versuchs, sein Land am Rhein neutral zu halten, wurde es in den Krieg hineingezogen. Das linksrheinische Gebiet der Pfalz und auch Karl Theodors Herrschaft Zweibrücken wurde von Frankreich besetzt. Mannheim musste 1795 kapitulieren, so dass die Franzosen über die dortige Rheinbrücke verfügen konnten. Im Februar 1796 starb Karl Theodor, und dem neuen bayerischen Kurfürsten Maximilian Joseph war es aufgegeben, den ihm zugefallenen Nachlass in beiden Landesteilen zu verwalten. Doch das verbliebene Restgebiet der rechtsrheinischen Kurpfalz wurde zur Dispo-



J. D. Schoepflin, *Historia Zaringo-Badensis*, 1763, Titelblatt (Ausschnitt).
Das Bild des Hofmalers Mellinger zeigt das Arbeitszimmer des Markgrafen im Karlsruher Schloss. Die Studien Karl Friedrichs werden symbolisiert durch Bücher und Rollen, durch geographische und vermessungstechnische Geräte.

sitionsmasse im nun folgenden Länderschacher, und in Regensburg entschied man sich, diesen Teil Baden zuzuschlagen. Er blieb mit der Kurwürde verbunden, und so erhielt Karl Friedrich nicht nur die Städte Mannheim und Heidelberg, die kurpfälzischen Ämter Weinheim, Mosbach und Bretten, sondern vor allem die Würde des Kurfürsten im noch bestehenden Reich. Diese Rangerhöhung bedeutete für ihn die Krönung des gesamten Austauschgeschäftes. Karl Friedrich und der gleichermaßen zum Kurfürsten erhobene Herzog Friedrich von Württemberg erhielten einen Rang bestätigt, der sie im Süden Deutschlands neben Bayern in die erste Reihe der Fürsten erhob. Karl Friedrichs auf Ausgleich berechnete Schaukelpolitik zwischen Frankreich und Österreich hatte sich bezahlt gemacht. In den nächsten Jahren sollte sich zeigen, dass der badische Kurfürst das Vertrauen Frankreichs besaß, des Vermittlers und Promotors in diesem ganzen Länderschacher. Im Zeichen Napoleons sollte sich dies wiederholen.

Hatte sich Karl Friedrich bis dahin noch immer als Reichsfürst erwiesen und hatte sich als »Kurfürst« noch einmal zu diesem bekannt, so standen die kommenden Jahre im Zeichen von Napoleons Kaisertum und damit noch mehr unter dem Vorzeichen des französischen Nachbarn. Karl Friedrich bekam dies zu spüren, als er ohnmächtig zusehen musste, wie 1804 französisches Militär in einem Gewaltstreich nach Ettenheim eindrang und von dort den Herzog d'Enghien nach Frankreich entführte, einen Verwandten des bourbonischen Königshauses und Gegner Napoleons. Dort wurde er der Verschwörung angeklagt und wurde ihm der Prozess gemacht. Er wurde in Vincennes erschossen, im Jahr der Kaiserkrönung Napoleons. Dieser Vorgang, der sich auf nunmehr badischem Gebiet abgespielt hatte, zeigt, wie hilflos man einem

Eingriff Frankreichs in das neue Staatsgebiet Badens ausliefert war. Mehr noch: Als die verbündeten Truppen Preußens, Österreichs und Russlands den Feldzug gegen Frankreich begannen, als die französischen Truppen über den Rhein vorrückten, zogen erstmals auch Badener an ihrer Seite in den Feldzug, der mit der »Dreikaiserschlacht« von Austerlitz (Dez. 1805) den militärischen Triumph Napoleons einleitete. Dem folgte der »Friede zu Pressburg«, der Österreich weitere Opfer abverlangte, und abermals gehörten Baden und Württemberg zu den Gewinnern. Die vorösterreichischen Länder mit dem Herzogtum Modena wurden aufgeteilt. Der größere Anteil fiel an den badischen Kurstaat, dem die volle Souveränität auf seinem Gebiet zugesprochen wurde. Österreich erhielt zwar einen Ausgleich in Form geistlichen Besitzes, aber es hatte seine letzten Positionen im Oberrheingebiet zu räumen. Dort wurde Baden zum Pufferstaat zwischen Frankreich und Österreich, und auch Württemberg und Bayern schoben sich zwischen die beiden Großmächte. Wieder ein halbes Jahr später legte Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder: Das Heilige Römische Reich hatte aufgehört zu bestehen.

Die Fürsten, die in diesem Jahr 1806 dem unter Napoleons Protektorat stehenden Rheinbund beitraten und damit den Reichsverband verließen, wurden dafür belohnt. Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg nahmen den Königstitel an. Anderen blieb er versagt, so auch Karl Friedrich von Baden. Für ihn, für die Herzöge von Hessen-Nassau, Hessen-Darmstadt und Berg schuf man den an die Medici in der Toskana erinnernden Titel eines Großherzogs, auch dies eine Rangerhöhung, auch wenn sie mit keiner Königskrone verbunden war. Gerne hätte Karl Friedrich in diesem Punkt mit dem württembergischen

Nachbarn und Konkurrenten gleichgezogen, doch er musste sich mit der geringeren Bewertung seines Landes abfinden. Es gab keinen »König von Baden« – nur die Anrede »Königliche Hoheit« erinnerte daran. Doch wichtiger waren andere Klauseln des Rheinbundvertrages. Denn da es das Reich nicht mehr gab, musste auch für die vielen kleinen und bisher reichsunmittelbaren Territorialherren eine staatsrechtliche Definition gefunden werden, wollte man sie nicht alle für souverän erklären und so die große Zahl der deutschen Miniaturstaaen beibehalten. Stattdessen kam es zur »Mediatisierung«, also der Unterstellung unter die Landeshoheit der neuen Rheinbundfürsten, in deren Gebieten ihre jeweiligen Besitzungen lagen.

Dies bedeutete für Baden den letzten großen Gebietsgewinn. Alles was bis dahin noch Reichsstand gewesen war wurde nun seinem Staatsgebiet zugeschlagen: Die noch bestehenden Ritterorden mit ihren Sitzen in Heistersheim (Johanniter) und auf der Mainau (Deutscher Orden), die dem Kloster St. Blasien gehörige, 1802 dem Johanniterorden übertragene Herrschaft Bonndorf, das Fürstentum Fürstenberg und weitere fürstliche und gräfliche Herrschaften, so jene der Grafschaft Löwenstein-Wertheim am Main oder der Landgrafschaft Klettgau, später noch die Landgrafschaft Nellenburg und anderes mehr. Vor allem aber verloren die Reichsritter, die sich mit ihren jeweils nur wenige Dörfer zählenden Herrschaften in den schwäbischen und fränkischen Ritterkantonen zusammengeschlossen hatten, ihre Rechte. Als »Standesherrn« behielten sie ihre Patrimonialrechte und zählten in Zukunft in Militär und Verwaltung zu den Stützen der neuen Souveräne. Sie alle verhielten sich recht unterschiedlich in diesem Prozess der Eingliederung in den neuen Staat. Vor allem im Hause Fürstenberg reagierte man

mit großer Enttäuschung und Bitterkeit, und ähnlich reagierten die hohenlohischen Häuser in Württemberg. Nur die hohenzollerischen Fürstentümer in Hechingen und Sigmaringen ließen sich in den Rheinbund aufnehmen und behaupteten ihr in skurriler und verschlungener Grenzziehung sich vom Bodensee bis an den Neckar erstreckendes Land zwischen Baden und Württemberg.

Das Großherzogtum Baden hatte also 1806 diejenigen Grenzen gefunden, die dann, mit wenigen kleineren Korrekturen, fast 140 Jahre lang Bestand haben sollten. Im Wiener Kongress wurden sie endgültig festgeschrieben. Baden umfasste nun ein Gebiet von 15 000 qkm und einer knappen Million Einwohnern. Es war zehnmal so groß wie das kleine Baden-Durlach, der Ausgangspunkt des Markgrafen Karl Friedrich, das Ländchen, das er 70 Jahre zuvor von seinem Großvater ererbt hatte. Auf welche Weise er mit seinem Staatsapparat die riesigen Probleme lösen würde, die sich ihm stellten, dies ist nicht mehr das Thema dieses Beitrags. Doch es ist das Thema der Geschichte Badens in den nächsten 150 Jahren.

Die »neuen Länder«. Traditionen, Eigenarten und Identitätsfindung

Betrachtet man die Karte des neuen Landes, so erstaunt seine doch etwas merkwürdig anmutende Grenzziehung, auch wenn wir gesehen haben, welcher gestalterischer Wille, welche politischen Vorstellungen zu seinem Zustandekommen geführt haben. Der Rhein bildete über weite Strecken seine Grenze gegen Bayern im Norden, gegen das französische Elsass und die Schweiz. In seiner Längenausdehnung erstreckte es sich fast 300 km vom Main bis zum Bodensee, doch an seiner

schmalsten Stelle, auf der Höhe von Rastatt, waren es gerade 25 km. Der Schwarzwald markierte auf weite Strecken und seit langem die Grenze gegen Württemberg. Große Teile des Landes waren landwirtschaftlich strukturiert, mit renommierten Weinbaugebieten und der Holzwirtschaft des Schwarzwaldes. Industrie entwickelte sich in Mannheim, Pforzheim, später auch in Karlsruhe, Offenburg und Lörrach. Die Mehrzahl, rund zwei Drittel der Bevölkerung war katholisch, aber das Fürstenhaus in der Residenz gehörte der seit 1821 unierten evangelischen Kirche Badens an, an deren Spitze der Großherzog selbst stand. Für die katholische Kirche wurde Freiburg zum neuen Bistum für Baden und Hohenzollern; es trat an die Stelle des alten Bistums Konstanz, das aufgehört hatte zu bestehen. Doch anders als im benachbarten Königreich Württemberg unterschied man nicht zwischen den »alten« und den »neuen« Ländern und vermied so die offenkundige Dominanz der »altwürttembergischen«, protestantisch geprägten Elite gegenüber den neuwürttembergischen, meist katholischen Staatsbürgern, die sich schwer taten, in den neuen Staatsapparat eingegliedert zu werden. In Baden wurde zwar das »baden-durlachische« Karlsruhe zur Residenz und damit zum zentral gelegenen Verwaltungszentrum des badischen Staats, doch die erste badische Verwaltungsorganisation nahm Rücksicht auf die bisherigen Herrschaftsverhältnisse. So dienten die »Pfalzgrafschaft« im Norden, orientiert an Mannheim und Heidelberg, die »Markgrafschaft« im Mittelteil des Landes und die »Landgrafschaft« mit den vorderösterreichischen Gebieten des Südens und den städtischen Vororten Konstanz und Freiburg der Neugliederung des Landes in der Übergangszeit. Und so wie nach 1771 die beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-

Durlach sehr schnell zusammenwuchsen, in denen man wieder zusammengefügt hatte was zusammengehörte, so geschah dies nun auch in den ländlichen Gebieten des Breisgauer, wo die benachbarten vorderösterreichischen und markgräflichen Orte zusammenfanden, als ob sie nie durch Grenzen getrennt gewesen wären. Und auch in den ehemals wittelsbachischen Gebieten der Kurpfalz, wo man sich von Bayern verraten und verkauft fühlte, gab es keinen Widerstand dem neuen Herrn gegenüber, und als sich Bayern wenig später anschickte, seine Ansprüche auf die rechtsrheinische Pfalz wieder zu erneuern, fand sie hier keine Anhängerschaft mehr. Daran hatte auch die alte kurpfälzische Universität Heidelberg, die älteste deutsche Universität, gebührenden Anteil, die man im bisher universitätsfreien Baden als »Ruperto-Carola« bestehen ließ, und das gleiche geschah in Freiburg mit der Albert-Ludwigs-Universität. Beide existierten nebeneinander und führten von nun an den Namen eines badischen Großherzogs als ihres zweiten Gründers. Die Rolle der Universitäten für die Entwicklung des Landes lässt sich in Baden nicht hoch genug einschätzen, da dieses für die Zukunft auf praktische und theoretische wissenschaftliche Forschung setzte. Für die wirtschaftliche Struktur des Landes wurden die Themen aufgegriffen, die mit seiner geographischen, seiner Verkehrssituation zusammenhingen: In der Polytechnischen Schule, der späteren Technischen Hochschule in Karlsruhe fanden sie weit über die Grenzen des Landes hinaus wirkende Vertreter. Straßenbau und Rheinregulierung wurden zu den großen Aufgaben der Zukunft.

Die Anpassung an die neuen Verhältnisse ist nahezu überall fast reibungslos vonstatten gegangen, da man den übermächtigen politischen Willen verspürte und bemerkte, dass man keine andere Wahl hatte als die Fügung

in das Unvermeidliche. Dabei wird man zwei Faktoren zu berücksichtigen haben: Die ehemaligen Souveräne in ihren Schlössern und Herrenhäusern, die sich dazu bequemen mussten, ins zweite Glied zurückzutreten, und ihre Untertanen, die von diesem Prozess ganz ausgeschlossen waren und die sich nun überlegen mussten, was sie verloren, was sie gewonnen hatten, in welcher Weise sie sich integrieren lassen und wo sie lieb gewordene Traditionen festhalten wollten. Hinter der Betrachtung der politischen Vorgänge und ihrer Entscheidungsträger hat man die Frage wenig untersucht, wie heimisch sich die Bewohner der neuen Länder in den Anfangsjahren dort gefühlt haben. Die ersten Maßnahmen der badischen Kommissäre, die den Wechsel vor Ort vornahmen, waren nicht immer von Fingerspitzengefühl getragen, doch an ihnen versuchte man zu erkennen, was sich verändern würde. In den alten Schlössern wohnen nach wie vor die ehemaligen Herrschaftsträger. Den geistlichen Herren, den Prälaten, wurde dort meist das Wohnrecht auf Lebenszeit zugestanden, nachdem sich ihre Konvente aufgelöst hatten, ehe man sie einer neuen Zweckbestimmung übergab. Wenn von Widerstand etwa bei den Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen die Rede war, dann hatte dies unter anderem auch dynastische Gründe, denn die Fürstenberger waren dem markgräflichen und nunmehr großherzoglichen Haus nahe verwandt und verwiesen auf ihre gemeinsame Abkunft von den Zähringern, eine Tradition, die ja Karl Friedrich geradezu zum Symbol seiner neuen Würde wiederbelebt hatte. Andere wie Löwenstein-Wertheim oder Leiningen waren noch vor der Mediatisierung mit Kirchenbesitz entschädigt worden und konnten sich an Klostergut in Bronnbach oder Amorbach schadlos halten. Die kleineren Reichsstädte schließlich zeigten

sich nicht unglücklich darüber, die Last einer eigenen Verwaltung und Staatsorganisation abschütteln zu können, die sie gezwungen hatte, die Richtlinien ihres politischen Handelns auf dem Reichstag zu Regensburg entgegenzunehmen, auch wenn sie dort nur kumulativ vertreten waren. Und ebenso geschah dies bei den Reichsrittern, von denen viele am Hofe und im Militär eines der neuen Landesherrn eine neue und standesgemäße Position einnahmen. Wie weit die Antiquiertheit dieser Herrschaften ihren Untertanen vorteilhaft oder auch liebenswert erschienen war oder wie weit sie froh waren, jetzt unter einer neuen Staatsordnung leben zu können, ist schwer zu erkennen und wird wohl von Ort zu Ort verschiedenartige Reaktionen hervorgerufen haben. Doch die politischen Verhältnisse haben sich eingespielt, selbst in Fürstenberg, und blieben auf lange Sicht problemlos.

Fragt man nach der Bevölkerung der »neuen Länder«, so bestand hier vor allem die Sorge einer bürokratischen Vereinheitlichung, einer Gleichmacherei im neuen Staat. Die Menschen waren bisher in eigenen Traditionen aufgewachsen, die sie in Ehren hielten und von denen sie sich nicht zu trennen gedachten. Dies gilt zunächst für die Religion in dem mehrheitlich katholischen Land, und man betrachtete den neuen Landesherrn lutherischer Konfession mit Misstrauen, auch wenn dieser die Religionsfreiheit garantierte und sich im Falle Baden-Badens daran gehalten hatte. In der Tat haben die Großherzöge alles getan, um diese Sorgen ihrer neuen Untertanen gegenstandslos zu machen, und die Toleranz, die sie an den Tag legten, hat denn auch zu ihrer Akzeptanz beigetragen, was man insbesondere dem ersten Großherzog Karl Friedrich in seinen letzten Lebensjahren zuschreiben darf. Sein Nachfolger besaß dieses Charisma nicht, aber er gilt doch als

der Urheber der badischen Verfassung, die er wenige Tage vor seinem Tode noch unterschrieben hat und die dem badischen Staat ein Fundament im fortschrittlichen Geiste gegeben hat. Dass man die lokalen Traditionen, die man antraf, nicht zu zerstören gedachte, zeigte sich an vielen Orten, wo Altes und Neues eine Symbiose eingingen und wo auch das badische Haus in die Tradition seiner Vorgängerstaaten hineinwuchs und durch deren kulturelles Erbe eigenes Profil gewann, man denke an die Rolle, die Konstanz und die Abtei Reichenau als Träger bis in das frühe Mittelalter zurückreichender kultureller und geistiger Höchstleistungen spielten, ebenso die Zisterzienserabtei Salem und viele andere mehr. Dies führt noch einmal zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück, als von einem Historiker und seiner forscherschen und darstellerischen Arbeit die Rede war, mit der er zur Grundlegung des neuen Baden beigetragen hatte. Auf die Rolle der Historiker ist daher zum Schluss dieser Betrachtung nochmals zurückzukommen, denn sie waren es, die in ihren Geschichtsdarstellungen Tradition und Moderne miteinander verbanden. Viele von ihnen waren Archivare, waren Forscher, die in den alten Urkunden insbesondere der aufgehobenen Klöster die Relikte jenes großen kulturellen Erbes fanden, auf das auch der neue Staat zurückgriff.

So formuliert es dann auch der Karlsruher Archivar Joseph Bader in seiner 1834 verfassten »Badischen Landes-Geschichte«. Dieses Werk sollte nicht nur die Schicksale des badischen Fürstenhauses beschreiben, sondern es sollte das Bedürfnis nach einer »Gesamtgeschichte des jetzigen Großherzogtums« befriedigen. Die besondere Schwierigkeit, die Bader ausdrücklich hervorhebt, bestand für ihn darin, dass Baden kein Staat war, der, »wie Hessen oder Baiern, einen besonderen deut-

schen Volksstamm umfasst«. Seine Bevölkerung bestehe, so Bader, aus Alemannen und Franken, und sein »neuer Staat« setze sich aus den Hauptbestandteilen Vorderösterreich, der Markgrafschaft Baden und der Pfalz zusammen. »Diese Fürstentümer aber selbst haben eine oft überaus dunkle und verwirrte Bildungsgeschichte« – damit meint er den noch in den Anfängen steckenden Forschungsstand – »und mitten unter ihnen lag außerdem eine Menge bald reichsstädtischer, bald geistlicher, bald adeliger Territorien.« Sein Problem, uns wohlbekannt, bestand also gerade darin, »Baden« von Anfang an und trotz seiner Vielfalt als Geschichtsraum zu begreifen, den er jedoch zu überschauen und aus seiner Warte zu beschreiben vermochte. Für die Anfangsjahre des »neuen Baden« war die Geschichtsschreibung, neben Statistik und Landesforschung, eine unabdingbare Forderung. Die Bevölkerung sollte so schnell wie möglich die Grundlagen des neuen Landes verstehen, aber sie sollte ihre eigene Geschichte in diese »Gesamtgeschichte« einbringen. Bader betrachtete dies als Integrationselement vor allem für die »Neubadener« in den neuen Staat, den sie als ihr »Vaterland« verstehen lernen sollten. Was sie diesem an eigener Substanz mitgebracht hatten, wurde zum kulturellen Kapital Badens, an dem es bis zum heutigen Tag festgehalten hat.

Literatur

Hansmartin Schwarzmaier: Baden. Dynastie – Land – Staat (Stuttgart 2005, Urban Tb 607); darin: Stammtafeln und Karten. Das Kapitel »Das Werden des badischen Staats« entspricht, in gekürzter und leicht veränderter Form, S. 162–175 dieses Buches. – Geschichte Badens in Bildern, hrsg. von H. Schwarzmaier, K. Krimm, D. Stievermann, G. Kaller, R. Stratmann-Döhler (Stuttgart 1993), insbes. S. 15 (Schöpfli). – Stammtafeln in: Hand-

buch der baden-württembergischen Geschichte Band 5 (Stuttgart 2007), S. 361–368; hierzu Text in Band 2 (Stuttgart 1995), S. 164–246 und ebd. zu den einzelnen in diesem Beitrag gen. Territorien. – Zur Raumproblematik vgl. neuerdings den von B. Herrbach-Schmidt und H. Schwarzmaier herausgegebenen Sammelband »Räume und Grenzen am Oberrhein« (Oberrheinische Studien 30, Ostfildern 2012).

Zu Karl Friedrich vgl. jetzt R. Brüning, Der aufgeklärte Fürst. Karl Friedrich von Baden 1728–1811. Karlsruhe: Förderverein des Generallandesarchivs 2012.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr.
Hansmartin Schwarzmaier
Katzenbergstraße 4a
76228 Karlsruhe

Schwache historische Erinnerung

»Es gibt ein auf Baden-Württemberg bezogenes Landesbewusstsein ... Das schließt aber nicht aus, dass die alten Länder, wenn sie auch nur noch eine schwache historische Erinnerung darstellen, vor allem auf der emotionalen Ebene immer noch eine Realität sind.«

*Hermann Bausinger, Heimat im Plural – Zugehörigkeiten im Land in:
Martin Blümcke (Hg.), Alltagskultur in Baden-Württemberg, 2003*

Landesbewusstsein

»Es gibt ein auf Baden-Württemberg bezogenes Landesbewusstsein, das sich vor allem an der politischen Stabilität, am wirtschaftlichen Erfolg und an der Solidität der Lebensverhältnisse orientiert.«

*Hermann Bausinger, Heimat im Plural. Zugehörigkeiten im Land in:
Martin Blümcke (Hg.), Alltagskultur in Baden-Württemberg, 2003, S. 27*